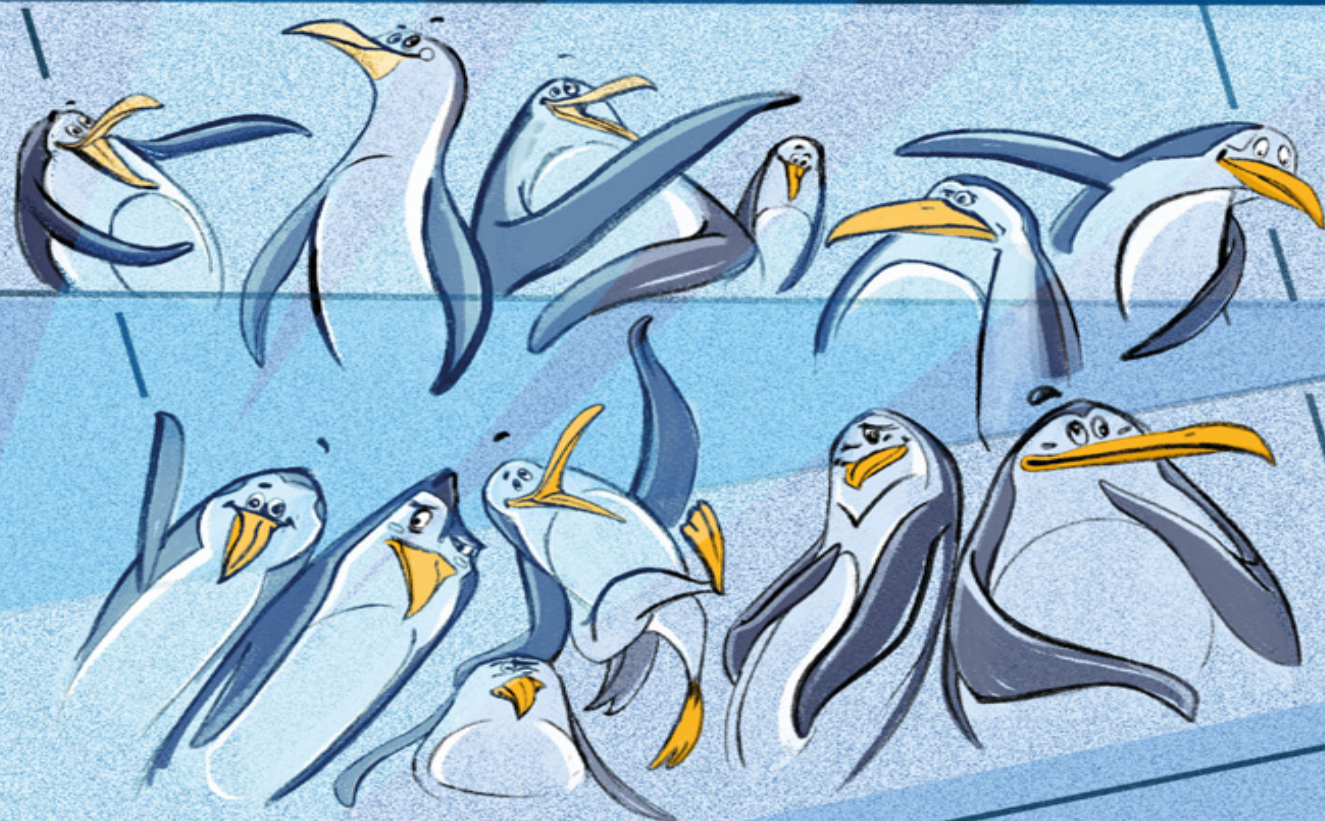


K O N S A L I K

3:0
FÜR

P I N G U I N !



50 KURZGESCHICHTEN

EDITION
KONSALIK

Heinz G. Konsalik

3:0 für Pinguin!

50 Kurzgeschichten



VORWORT

Der 100. Geburtstag meines Vaters ist ein wunderbarer Anlass, seinen Fans, die ihm über Jahrzehnte treu geblieben sind, ein besonderes Stück Konsalik zu schenken, das es in dieser Form nie gegeben hat. Seit über 20 Jahren liegen seine noch nie in Buchform veröffentlichten Kurzgeschichten in vielen Kisten in meinem Archiv, 50 davon haben wir herausgesucht. Keine so leichte Auswahl, denn im damaligen Zeitgeist wurde anders geschrieben, die Betrachtungen der Welt und der gesellschaftlichen sozialen Zusammenhänge waren natürlich auch getragen von Moralvorstellungen und Ansichten über diverse Themen, ob ganz allgemein über die Welt oder das Frauenbild. Vor allem, wenn man für religiöse Hefte und Magazine schreibt. Und das liest sich dann manchmal auch ein bisschen seltsam. Aber das macht es gerade interessant, dass man sich in diese Zeit zurückversetzt fühlt, sie spürt, wenn man es zulässt. Es ist doch interessant zu sehen, wie viele Millionen Menschen heute aufwendig gemachte Serien aus den 50er-Jahren schauen, die uns faszinieren, weil wir in eine Zeit eintauchen, die uns - zumindest meine Generation - letztlich mitgeprägt hat. Meine Mitherausgeberin und ich haben manchmal stilistisch etwas eingegriffen, sehr vorsichtig sprachlich geglättet, so wie wir uns heutzutage ausdrücken, trotzdem ist es in dem Duktus geblieben. Alles andere wäre auch falsch. Noch dazu - das kann der Leser dann auch sehen - ,

weil wir die Originale teilweise mit abgebildet haben, ebenso wie Cover, Zeitungsausschnitte aus Kulturteilen und Feuilletons.

Die Geschichten sind heiter bis tragisch und viele bereits von Abenteuern in fremden Ländern geprägt, damals noch mit dem Finger auf der Landkarte, denn nach Kriegsende konnte er sich das finanziell gar nicht leisten. Seine erste Auslandsreise war allerdings schon 1953 für den *Rheinischen Hausfreund*, eine Zeitung im Kölner Raum, die ihn als Journalist und Bildberichterstatter für eine Reportage nach Algerien geschickt hatte. Die Menschen fingen wieder an, sich für andere Kulturen zu interessieren. Dazu gibt es auch ein herrliches Cover in diesem Buch, sein erster Kamelritt. Diese Reise - leider kenne ich keine Details, wie er da hingekommen ist - war der Grundstein dafür, dass er seine große Reiselust entdeckt hat. Später war ihm kein einziges Ziel zu weit, zu kompliziert, zu anstrengend. Er hatte den Drang, die ganze Welt zu bereisen und einen Großteil der Welt hat er letztendlich auch gesehen.

Für mich ist dieses besondere Buch eine Möglichkeit, eine kleine Hommage an das Werk meines Vaters herauszubringen, und für seine Fans die Chance, einen ganz anderen Konsalik kennenzulernen.

Viel Freude beim Lesen

Ihre Dagmar Konsalik

3:0 FÜR PINGUIN!

Pinguine bauen niemals Nester. Wenn das Ei gelegt ist, rollt das Weibchen es mit den Füßen vor sich her.

Eine tolle Sache, oder? Habt ihr euch das mal bildlich vorgestellt? Ein Kampf ums Ei. Eine neue Sport- und Zirkusnummer, die alle Grenzen der Fantasie und alle Gesetze des Sports untergräbt. Ein Rugbyspiel unter Pinguinen!

Die Zeitungsnotiz über das Pinguin-Ei fiel deshalb auch auf meine Seele wie leise rieselnder Schnee, zumal ich diese naturbefrackten Tiere mit dem possierlichen Watschelgang außerordentlich liebe und mich mit dem Gedanken trug, eine Pinguinfarm aufzumachen, wenn ich nur wüsste, zu was sie sonst noch nützlich wären, als nur zum Anschauen.

So aber reiste ich zum nächstgelegenen Zoo, wartete auf die Erlaubnis einer individuellen Besichtigung und setzte mich auf den Vogelfelsen mitten unter die Pinguine, die mich schnatternd umwatschelten und mit den Flügelarmen klatschend an ihre fetten Körper schlugen.

Und da nahte sie, Anselma, das Pinguinweibchen und rollte mit den Füßen ein mittelgroßes, schönes Ei vor sich hier, deckte ab und zu die Flosse darüber und blickte in die Runde wie Napoleon bei Jena und Auerstedt. Ich weiß nicht, ob es bei Pinguinen Sportregeln gibt und einen Entscheidungskampf um die Meisterschaft der Pinguine, -

jedenfalls schoss Anselma plötzlich ihr Ei im hohen Bogen zu einem großen Pinguin hinüber, der mit dem Ei eiligst davontrippelte. Im Nu war die Vogelinsel ein Sportplatz menschlicher Dimension, zwei Mannschaften, jede 22 Spieler stark, rasten aufeinander zu, während die Masse das Spiel einsäumte und mit ohrenbetäubendem Lärm die Spieler anfeuerte.

Man verzeihe mir, dass ich mit den Mannschaften durcheinanderkam, denn die einheitliche Sportbekleidung machte ein Erkennen äußerst schwer. Nur so viel war ersichtlich, dass Anselma den Schiedsrichter spielte, während an jedem Felsen zwei Torwarte standen und hin und her hüpfen. Das Ei sah ich plötzlich im Schnabel eines großen Spielers wieder, der mit Heldenmut durch die Reihen brach, dann ging es weiter zum Rechtsaußen, der es mit einem Tritt dem linken Verteidiger an den Kopf schoss, der seinerseits das Ei in die Mitte des Feldes trug, wo es in der Masse der Rugbykämpfer verschwand.

Atemlos saß ich auf meinem Felsvorsprung und starrte in das Kampfgewimmel. Fünfhundert Pinguine tobten zu meinen Füßen um das Ei, da es die Regel anscheinend nicht verbot, dass die Zuschauer im geeigneten Moment mitspielten. Ein Schreien, Kreischen, Quietschen gellte um mich herum, Federn wirbelten durch die Luft, vermischt mit Hautfetzen, und einige Spieler schleppen sich groggy vom Platz. Auf der Uferseite rasten zwei Wärter heran, schrien mir etwas zu, was ich im Getöse nicht verstand, und schraubten dicke Wasserschläuche an die Hydranten. Nach den allgemeinen Rugbyregeln stand das Spiel 2:0 für den einen FC, als plötzlich das Ei im hohen Bogen aus dem Feld vor meine Füße flog. Im selben Moment stürzten sich fünfhundert Fräcke auf mich und das Ei. Fünfhundert wütende, in der Ekstase besinnungslose Pinguin-Rugbyisten.

„Aus!“, schrie ich und sprang auf. „Abseits! Einwurf! Strafstoß!“ Aber das verstanden die Spieler nicht, sie sahen nur das Ei in meiner Hand und fielen wie eine Sturzwelle über mich her. In Sekundenschnelle lag ich auf dem Rücken, in der Faust das Ei, und boxte einen wüsten Freistil nach allen Seiten in die kreischenden Frackleiber amoksüchtiger Pinguine. Mit ihren langen Schnäbeln zwickten sie mich in die Beine, ohrfeigten mich mit ihren Flügeln und hopsten gruppenweise auf meinem Bauch herum.

Es war der schrecklichste Rugbykampf meines Lebens. „Schiedsrichter“, brüllte ich. „Abpfeifen! Strafstoß! Strafstoß!“ Aber Anselma kämpfte inmitten der Menge und hackte nach meiner Faust, die noch immer das Ei umklammert hielt. Dieser Spielregelbruch erzürnte mich zu schrecklicher Wut. Ich schleuderte das Ei weit von mir und schrie: „Schluss! Ich spiele nicht mehr mit!“ Aber die Pinguine rasten und wollten ihr Opfer haben. Mit verstärkter Wucht fielen sie über mich her, klebten sich rudelweise an meine Arme und Beine, entwaffneten mich vollständig und fingen an, mich systematisch zu zerstückeln.

Man verzeihe mir, dass ich in diesem Augenblick dreimal laut „Hilfe!“ schrie und es als wohltuend empfand, dass vier kalte, starke, druckgewaltige Wasserstrahlen in die Menge führen, sie auseinanderspritzten und mich wie eine Puppe von meinem Felsvorsprung rollten. Zittern vor Frost taumelte ich unten angekommen wieder auf die Beine, wankte zu einem Steg am Ufer, als plötzlich Anselma hinter einem Vorsprung hervortrippelte, das Ei vor sich her rollte und – geschickt täuschend – die Gegner umspielte. „Treuloses Aas!“, brüllte ich, denn ich fühlte mich in der Nähe des Steges sicher. „Man müsste dich disqualifizieren.“ Da setzte Anselma geschickt an, schoss einen Elfmeter mit ungeahnter Präzision, es gab einen

Knall, ein Platzen, und eine gelbweiße, breiige Masse tropfte mir über die Augen in den zerfetzten Kragen.

Ein Meisterschuss! Tor! 3:0 für FC Pinguin!

Ich wankte ans Ufer und wurde in mein Bett getragen. Als ich aufwachte, lag ich in einem runden Zimmer, dessen Wände dick mit Gummi gepolstert waren. Hinter einem kleinen Schieber hörte ich das Schluchzen meiner Frau. „Es begann diese Nacht“, weinte sie. „Plötzlich sprang er auf, riss sein Nachthemd herunter und schrie 2:0 für Pinguin!“

Einen halben Tag brauchte ich, um die Ärzte zu überzeugen, dass ich normal bin und nur geträumt hatte.

Aber 3:0 für FC Pinguin hatte bestimmt einen kleinen, seelischen Schock bei mir ausgelöst, wenn ihr mir glaubt, dass ich das alles wirklich erlebt habe ...

3 : 0 für Pinguin !

Ein kalter Sportbericht von Heinz Günther-Konsalik

Die Pinguine bauen niemals Nester.
Wenn das Ei gelegt ist, rollt das
Weibchen es mit den Füßen vor sich
her.

Eine tolle Sache, was? Oder habt Ihr Euch dies noch nicht bildlich vorgestellt?

Der Kampf um das Ei! Eine neue Sport- und Circusnummer, die alle Grenzen der Phantasie und alle Gesetze des Sports untergräbt: Ein Rugby-Spiel unter Pinguinen!

Die Notiz mit dem Pinguin-Ei fiel deshalb auch auf meine Seele wie ein Eisblock, zumal ich diese naturbefruchteten Tiere mit dem possierlichen Watschelgang ausserordentlich liebe und mich mit dem Gedanken trug, eine Pinguinfarm aufzumachen, wenn ich nur wüsste, zu was sie sonst noch nützlich wären, als nur zum Anschauen. So aber reiste ich zu dem naheliegendsten zoologischen Garten, erbat die Erlaubnis einer individuellen Besichtigung und setzte mich auf den Vogelfelsen mitten unter die Pinguine, die mich schnatternd umwatschelten und mit den Flügelarmen klatschend an den fetten Körper schlugen.

Und da nahte sie, - Anselma, das Pinguin-Weib, und rollte mit den Füßen ein mittelgroßes, schönes Ei vor sich her, deckte ab und zu die Flosse darüber und blickte in die Runde wie Napoleon bei Jena und Auerstädt.

Ich weiss nicht, ob es bei Pinguinen eine Sportregel gibt und einen Entscheidungskampf um die pinguinische Meisterschaft, - jedenfalls schoss Anselma plötzlich ihr Ei im hohen Bogen zu einem grossen Pinguin, der mit dem Ei eiligst davontrippelte. Im Nu war die Vogelinsel ein Sportplatz menschlicher Dimensionen, zwei Mannschaften, jede 22 Spieler stark - also das Doppelte - raste aufeinander zu, während die Masse das Spiel einsäumte und mit ohrenbetäubendem Lärm die Spieler anfeuerte.

Mah verzeihe mir, dass ich mit den Mannschaften durcheinander kam, denn die einheitliche Sportbekleidung machte ein Erkennen äusserst schwer, - nur soviel war ersichtlich, dass Anselma den Schiedsrichter spielte, während an jedem Felsen zwei Torwarte standen und hin und her hüpfen. Das Ei sah ich plötzlich im Schnabel eines grossen Spielers wieder, der mit Heldenmut durch die Reihen brach, dann ging es weiter zum Rechtsausen, der es mit einem Tritt dem linken Verteidiger an den Kopf schoss, der seinerseits das Ei in die mitte des Feldes trug, wo es in der Masse der Rugby-Kämpfer verschwand.

Atemlos sass ich auf meinem Felsvorsprung und starrte in das Kampfgewimmel. Fünfhundert Pinguine tobten zu meinen Füßen um das Ei, da es die Regel anscheinend nicht verbot, dass die Zuschauer im geeigneten Moment mitspielten. Ein Schreien, Kreischen, Quitschen gelte um mich herum, Federn wirbelten durch die Luft, vermischt mit Hautfetzen, einige Spieler schleppten sich groggy vom Platze, - und auf der Uferseite rasten zwei Wärter heran, schriegen mir etwas zu, was ich im Getöse nicht verstand, und schraubten dicke Wasserschläuche an die Hydranten. Nach den allgemeinen Rugby-Regeln stand das Spiel 2 : 0 für den einen FC, als plötzlich das Ei im hohen Bogen aus dem Feld vor meine Füsse flog. Im selben Moment stürzten sich 500 Fracke auf mich und das Ei, 500 wütende in der Ekstase besinnungslose Pinguin-Rugbyisten.

ES GRÜSST EUCH ROBINSON

Nicht jeder weiß, dass die Erlebnisse des in die Wildnis verschlagenen und einsam lebenden Matrosen kein frei erfundener Roman, sondern eine wirkliche Begebenheit ist. Man kann die Insel besichtigen, auf der Robinson sich als Schiffbrüchiger und ganz allein auf sich gestellt ein Leben aufbaute.

Dieser Matrose war der englische Maat Alexander Selkirk, den der Dichter Daniel Defoe nach dessen Heimkehr nach England persönlich kennengelernt hatte. Das regte ihn an, einen Roman über diese Lebensgeschichte zu schreiben, und damit ein Vorbild nicht nur für die Jugend, sondern für alle Menschen zu schaffen.

So entstand das Buch *Robinson Crusoe*, ein vom Dichter frei erfundener Name, und überdauerte die Jahrhunderte. Die Wissenschaft aber streitet bis heute, welche Insel nun genau das Eiland Robinsons gewesen sein könnte. Diese Auseinandersetzung begann lange nach dem Tod Selkirks und Defoes. Daher versuchte man aus Anhaltspunkten im Buch, wie zum Beispiel aus den klimatischen Verhältnissen und der Konstellation des Sternenhimmels, einen möglichen Standort zu berechnen. Man kam zu dem Schluss, dass es nur zwei Möglichkeiten gibt: Juan Fernández, ein Eiland von einer zu Chile gehörenden Inselgruppe, oder Tristan da Cunha, eine weltverlorene, einsam im Atlantischen Ozean liegende Insel.

Der Streit war schnell entschieden, als von Juan Fernández die sensationelle Meldung kam, dass man die Höhle Robinsons gefunden habe und bereits eine Gedenktafel an dem berühmten Ausblick auf dem Felsen, wo Selkirk wochenlang nach einem Rettungsschiff ausgespäht hatte, errichtet habe.

Zweimal trat daraufhin die paradiesische Insel Juan Fernández in den Fokus der Weltöffentlichkeit: Einmal durch die Reise von Kapitän Joshua Slocum, der mit seiner *Spray* - einem kleinen, ehemaligen Austernfischerboot mit Großsegel und Stagfock - ganz alleine 1895 eine Weltumsegelung unternahm und am 3. Mai 1896 auf Juan Fernández landete.

Das zweite Mal, als der deutsche Kreuzer *Dresden* am 14. März 1915 in der Cumberland Bay von Juan Fernández von seinem damaligen Kommandanten selbst versenkt wurde, um dem Beschuss durch die englischen Kreuzer *Kent*, *Glasgow* und *Orama* zu entgehen.

Diese Geschichten inspirierten mich derart, dass ich bei meiner Ankunft in Los Angeles beschloss, nicht den geplanten Weg über Hawaii nach Japan zu nehmen, sondern auf dem Kontinent weiter nach Süden zu reisen und von Chile aus die Robinson-Insel zu besuchen. Diese Kursänderung würde mich dazu bringen, Südamerika kennenlernen zu können, also zögerte ich nicht lange und schiffte mich nach Chile ein.

Der Sommergarten

ZEITSCHRIFT FÜR DIE OBERSTUFE DER VOLKSSCHULEN



AUSGABE B

NUMMER 2

OKTOBER 1951

30. JAHRGANG

K. THIENEMANN'S VERLAG STUTTGART

Heinz Günther-Konsalik
Schriftsteller und Journalist
(21b) Attendom I. Westf.
Kampstraße 64; Neuhau 5
Reaktion 100 Spritzen Attendom



Es grüßt euch Robinson

Besuch auf der Insel Robinson Crusoes. Von Heinz Günther Konsalik

Nur wenige von euch wissen, daß die Erlebnisse des in die Wildnis verschlagenen und einsam lebenden Matrosen Robinson nicht ein frei erfundener Roman, sondern eine wirkliche Begebenheit sind, und daß auch heute noch die Insel zu besichtigen ist, auf der Robinson wie ein Urmensch sein Leben neu, allein nur durch die Arbeit seiner Hände, aufbaute. Dieser Matrose war der englische Maat Alexander Selkirk, den der Dichter Daniel Defoe in England bei dessen Rückkehr kennenlernte und dadurch angeregt wurde, die Lebensgeschichte dieses Mannes in einem Roman zu behandeln und zum Vorbild nicht nur der Jugend, sondern überhaupt der Menschheit werden zu lassen.

So entstand der Roman Robinson Crusoe — ein vom Dichter frei erfundener Name — und überlebte die Jahrhunderte und wird mit dem geistigen Schicksal unserer Welt ewig aufs engste verknüpft sein. — Allein, es entstand ein Streit in der Wissenschaft, welche Insel wohl das Eiland Robinsons gewesen sein könnte, und da dieser Streit lange nach dem Tode Sel-

kirks und Defoes ausbrach, berechnete man aus den wenigen Angaben des Buches die klimatischen Verhältnisse, den Standpunkt und den Sternenhimmel über der Insel und kam so zu dem Entschluß, daß es nur zwei Inseln sein könnten: Juan Fernandez, das chilienische Besitz ist, oder Tristan da Cunha, eine weltverlorene, einsam im Ozean liegende Insel.

Dieser Streit wurde schnell geschlichtet, als von Juan Fernandez die sensationelle Meldung kam, daß man die Höhle Robinsons gefunden habe und eine Gedenktafel an dem berühmten Ausguck auf dem Felsen, wo Selkirk wochenlang nach einem Rettungsschiff ausspähte, errichtet habe.

Zweimal trat darauf die paradiesische Insel Juan Fernandez in den Brennpunkt der Weltöffentlichkeit: Einmal bei der Reise des Kapitäns Joshua Slocum, der mit seinem kleinen einmastigen Fahrzeug „Spray“ ganz allein, nur begleitet von einer brennenden Laterne, 1895 eine Weltumsegelung unternahm und am 3. Mai 1896 auf Juan Fernandez landete; das zweite Mal, als der kleine deutsche Kreuzer „Dresden“ am 14. März

Es ist ein wundervoller Anblick, wenn nach langem, sehnsuchtsvollem Warten am Horizont aus dem wogenden Meer die Spitze eines Landes auftaucht und langsam vor dem Auge in die Höhe wächst, bis man die bewaldeten Bergzüge und den von der Brandung umtosten Strand sehen kann. So tauchte im hellen Mittagssonnenschein die Paradies-Insel Juan Fernández vor mir auf und ich stand, wegen des heftigen Seeganges fest an die Reling

geklammert, an Deck und starrte mit glücklichem Herzen auf das kleine Eiland, das den Traum vieler Jungen und Mädchen bildet.

Die Insel Robinson Crusoes ist von Osten nach Westen etwa 33 km lang und 13 km breit und steigt beim Robinson-Felsen bis zu einer Höhe von 900 Meter an. Sie ist vom Mutterland Chile etwa 600 km entfernt und nur mit dem kleinen, aber ungemein seegängigen Postdampfer zu erreichen, der jede Woche einmal die Cumberland Bay anläuft und den wenigen Bewohnern der Insel das Neueste der Welt verkündet und mitbringt.

Als ich in San Juan Bautista, der Hauptsiedlung der Insel, an Land ging, um eine Woche bis zum nächsten Anlegen des Postschiffes die Gegend zu erkunden, stand eine Kinderschar am Strand, die mir Körbe voll mit einheimischen Früchten, vor allem Feigen, Pfirsiche, Quitten und kleine Apfelsinen anboten. Ich klaubte all meine spärlichen Spanischkenntnisse zusammen, um mit den Kindern in Kontakt zu kommen und zu kommunizieren. Ich fragte sie, wo ich eine Woche lang wohnen könnte. Auf der Insel gab es kein Hotel, keinen Gasthof und keine Herberge, auch kein Bier oder Rum oder andere alkoholischen Getränke, dafür aber das ungewöhnlich klare Wasser der munter springenden Gebirgsbäche und den von Chile exportierten Kaffee und Tee.

Überhaupt ist diese Insel ungemein intakt, sowohl klimatisch als auch lebensbedingt. Es gibt keine Schlangen, so wie auf fast allen anderen südamerikanischen Inseln und erst recht wie auf dem Festland. Es gibt keine wilden Tiere, außer ein paar entlaufene Schweine und Ziegen, die im Gebirge herumirren und des Nachts in den Feldern wühlen. Tiere der Bewohner sind vor allem Ziegen, Schweine und Hunde - während es auf der ganzen Insel schon lange keine Schafe mehr gibt, die mit ihrer Milch Robinson

Crusoe einst das Leben retteten und ihm Kleidung verschafften.

Fast wie zu Robinsons Zeiten verläuft das Leben auf der Insel auch noch heute. Die Einwohner kümmern sich herzlich wenig um die Modejournale aus Paris und Wien, sie kleiden sich nach eigenem Geschmack, rustikal, aber vorteilhaft, und lehnen alles ab, was die Ruhe dieser friedlichen Insel stören könnte. So gibt es auch keine Polizei, keine sogenannten „freien Berufe“ wie Rechtsanwalt, Arzt oder Schriftsteller. Und obwohl man annehmen sollte, dass ein Arzt dringend notwendig in einer menschlichen Gesellschaft ist, gibt es ihn nicht, auch weil die meisten Leute auf der Insel Robinson Crusoe offenbar kerngesund zu sein scheinen. Sollte wirklich einmal eine Krankheit ausbrechen, so heilt man nach Schäferart mit Pflanzen, Tees und Naturpackungen, wie es die Vorfahren vor 200 Jahren schon taten.

Dies alles hatte ich bereits von den Kindern und einigen auffallend schönen Frauen erfahren, ohne auch nur zu ahnen, wo ich diese Nacht und die folgenden Nächte schlafen würde. Gerade wollte ich deshalb eine der Frauen erneut um Auskunft bitten, als von dem größten Hause, vor dem ein aufgetakelter Flaggmast in die Erde gerammt war, ein dicker Herr mit gewichtigen Schritten auf mich zusteuerte, mich in gebrochenem Englisch als seinen Gast begrüßte und sich als der König der *Isla Más a Tierra* vorstellte. So hieß sie nämlich, bevor sie später in Robinson Insel umbenannt wurde. Er lud mich ein, sich bei ihm wie zu Hause zu fühlen, und bot mir seine Unterstützung für alles an, was mich hier festhalte.

Von dieser königlichen Residenz aus, gezimmert aus den Balken eines vor der Insel im Sturm zerschellten Dreimastschiffes, mit einer hellgrün lackierten Tür und blank geputzten Messingklinken, begann ich unter Mithilfe

seiner Majestät den Streifzug auf den Spuren Robinson Crusoes.

„Es ist ein Unglück, hier zu wohnen!“, stöhnte Filippo. So hieß der König, wie mir seine Frau, die Königin, verriet. „Es ist eine ewige Schande!“

Ich fand das gar nicht, denn das sorgenfreie Leben, die absolute Freiheit, die Schönheit der Natur waren so selten, dass ich begann, diese Insel als das letzte Paradies anzusehen.

„Diese Insel ist verflucht“, stöhnte der König weiter. „Caballero, Sie wissen nicht, wo Sie sind. Sie war einst eine Verbrecherinsel, eine Insel der Aussätzigen, wie die Teufelsinseln bei Guayana. Hier lebten Mörder, Diebe, Falschspieler, Ausgestoßene der Menschheit. Und jetzt muss ich hier leben! Nicht, dass ich ein Dieb bin, Caballero, oh nein, Gott ist mein Zeuge, aber Generationen meiner Vorfahren lebten schon hier und verpflichteten jeden Nachkommen, für immer hierzubleiben. Und so komme ich nicht von dieser Insel herunter, so gerne ich es auch möchte.“

Damit führte er mich zu einem hohen Berg, der mit vielen kleinen Höhlen durchsetzt war, künstliche, in die Felsen gehauene, dumpfe und enge Löcher, in die man des Nachts die Verbrecher eingesperrt hatte wie wilde Tiere. Ich versuchte, in einer dieser Höhlen aufrecht zu stehen, aber es war schier unmöglich.

„Wirklich, Filippo“, sagte ich. „Es war sicher kein Vergnügen, hier eingesperrt gewesen zu sein. Aber was kann Sie das heute noch kümmern? Sie können glücklich sein, hier in Frieden zu leben, und wenn draußen in der Welt Millionen sich zerfleischen, essen Sie in paradiesischer Stille ihren Schweinebraten oder sonnen sich auf den Wiesen an den Abhängen des Berges. Ich möchte nur ein Jahr so glücklich leben wie Sie, es würde

mich für die langen Jahre des Grauens, die hinter mir liegen, entschädigen.“

Als wir den Felsen weiter hinaufstiegen, wurden wir beide stumm und ehrfürchtig. Wir näherten uns der Höhle Robinsons, und es war uns, als beträten wir einen alten griechischen Tempel, wo man nur flüsternd zu sprechen wagte. Umgeben von wilden Feigenbäumen und hartem Buschgras führt die Höhle schräg in den Berg hinein, geschützt gegen die Stürme durch hohe Seitenfelsen, trocken, geräumig und bewohnbar. Sie besteht eigentlich aus zwei Höhlen, einer Vorder- und einer Hinterhöhle, die wahrscheinlich einst durch eine dünne, rissige Felswand getrennt waren. Noch heute kann man die Bruchstellen sehen und ertasten, die das Herausbrechen dieser Trennwand durch Selkirk verursachte. Für mich war es eine geradezu feierliche Handlung in dieser Höhle ein kleines Reisigfeuer zu entfachen, um in dem mitgebrachten Kessel von dem Wasser der Robinsonquelle einen Tee zu kochen.

Filippo, den das Bergsteigen bei seiner Leibesfülle sehr angestrengt hatte, schwitzte heftig und erklärte mir in einem Gemisch aus Englisch, Spanisch und einigen Brocken Deutsch, dass oberhalb der Höhle eine alte Gedenktafel stehe, die niemand lesen könne, da sie in einem Englisch geschrieben sei, das man heute nicht mehr spricht. Vielleicht könne ich diese rätselhafte Tafel entziffern und übersetzen, damit er seinen Untertanen endlich den Sinn der Inschrift erklären könne.

Sofort nach dem Tee brachen wir auf und kletterten den Berg bis zur Spitze hinauf, von der man einen weiten Blick nach allen Seiten auf die glatte See hatte und die ganze Insel in ihrer typisch vulkanischen Form übersehen konnte. An der Seite des Felsens, an dem Platz, an dem Robinson wahrscheinlich mit brennenden Augen in der Weite nach einem Segel Ausschau gehalten hatte, war die verwitterte

Steintafel eingemauert, auf der ich nach einiger Zeit die Sätze entziffern konnte:

Zur Erinnerung an den Matrosen Alexander Selkirk, aus Largo in der Grafschaft Fife, Schottland, der auf dieser Insel in vollkommener Einsamkeit vier Jahre und vier Monate lebte.

Er wurde hier von der „Cinque Ports“, 96 Tonnen, 18 Kanonen, A. D. 1704 ausgesetzt, am 12. Februar 1709 von dem Kaperschiff „Duke“ abgeholt. Er starb als Leutnant auf H. M. S. „Feymouth“ A. D. 1723, 47 Jahre alt

Diese Tafel ist in der Nähe von Selkirks Ausguck vom Kommandanten Powell und den Offizieren H. M. S. „Topaze“ A. D. 1868 errichtet worden

König Filippo und ich haben neben dieser Tafel auf der Spitze des Robinson-Felsens noch lange nebeneinandergesessen und während wir über den weiten, endlosen Ozean blickten, hing jeder schweigend seinen Gedanken nach. Wie wir hatte vor über 200 Jahren ein einsamer Mann hoffnungsvoll Monate hier oben verbracht, der mit seinem unerschütterlichen Lebenswillen der Welt und sich bewies, dass innere Kraft und harte Arbeit auch in scheinbar auswegloser Lage eine neue Welt erschaffen kann.

So lehrreich sollte dieses Leben des Matrosen Alexander Selkirks sein, wo Europa in Trümmern liegt und die Welt noch in den Nachwehen des größten Grauens aller Zeiten zittert. Auch wir stehen heute wieder am Anfang eines neuen Lebens. Welches von uns seelische und geistige Kraft fordert, all unsere Stärken hervorbringen muss und den Glauben an das Leben als größtes Ziel vor Augen haben sollte. Wie einst Robinson sich aus dem Nichts seinen neuen Lebensraum erschaffen musste, die Schätze der Natur zur Hilfe nahm und die Sehnsucht nach einer

Zukunft nie verlor, so haben wir vor uns eine Wüste angehäuft, die mit unserer Kraft wieder fruchtbar werden kann.

Ich habe mich oben auf dem Robinson-Felsen geschämt, dass ich einst gesagt hatte, dieses Leben sei zu schwer, um es noch lange zu ertragen. Ich habe, als ich in der Höhle das Feuer entzündete, auch eine Flamme in meinem Herzen entfacht, die mir wie eine Fackel in die Zukunft leuchten soll. Denn wir sind nicht weniger stark als Robinson, aber auch nicht weniger verzweifelt und verlassen als er. Und weil wir es sind, darum sollen und wollen wir Mut fassen. Im Glauben an die Zukunft liegt eine große Kraft.

Lasst uns alle ein Robinson sein, so werden wir unser Leben meistern!

DAS KURZE GLÜCK DER ARMEN

JACQUELINE

Peter Berger stand oben am Hang, wo sich das Massiv der Schatzalp und des Weissfluhjochs ins Tal senkt und die weiten Skiabfahrten bis hinunter zu den in hohem Schnee eingebetteten Häusern führten. Unter ihm lag in blendender Sonne Davos mit seinen riesigen Hotels, seinen weiten Liegeterrassen, seinen Eislaufplätzen, Eisschießständen und der Vielzahl der Pensionen. Die Dächer der großen Sanatorien blinkten bis zu ihm herauf und gaben dem Bild, das vor den Augen lag wie ein herrliches Gemälde, den Glanz eines fast unwirklichen Reichtums.

Er stand, gestützt auf seine beiden Skistöcke, die Handschuhe ausgezogen und den Norwegerpullover etwas aufgeknöpft, auf seinen Brettern und konnte sich nicht losreißen von diesem Fleckchen Erde, das für ihn zu den schönsten seines Lebens gehörte. So merkte er auch nicht, dass ein Skifahrer hinter ihm den Hang hinabschwang und in einem Bogen auf ihn zufuhr. Als er bremste und der Schnee dabei aufwirbelte, riss das Knirschen der Skier Peter Berger aus seinen Gedanken. Etwas missmutig drehte er sich um.

Ein Mädchen stand hinter ihm, schlank, mit langen, schwarzen Locken, die wild über ihren Anorak flatterten,

und mit einem Lächeln auf den roten Lippen, das Peter Berger irritierte. Sie nickte ihm zu und zeigte mit einem der Skistöcke hinab ins Tal.

„Haben Sie Angst?“, fragte sie in französischer Sprache. „Geht ein wenig steil bergab, aber es ist auch die schönste Abfahrt, die ich kenne.“

„Angst?“ Peter Berger lächelte. Er musterte das Mädchen und gestand sich, seit Langem kein schöneres, attraktiveres und vor allem reizenderes Mädchen gesehen zu haben. Er zog die Handschuhe wieder an und griff die Stöcke fester. „Soll ich Ihnen vormachen, wie man im Schuss diese Strecke schafft?“

„Im Schuss?“ Das Mädchen lachte. „Sie sind wohl Artist?“

Statt einer Antwort stieß sich Peter Berger ab und sauste in gerader Fahrt den Hang hinab. Wie in einer weißen Wolke schoss er ins Tal hinunter, federnd in den Knien, die Stöcke angewinkelt, das Kinn an den Hals gedrückt überwand er alle Tücken des Hangs und schwang erst auf halber Höhe in der Nähe einer Sennhütte zur Seite, um einen Blick zurück zu dem bestimmt erstaunten Mädchen zu werfen.

Verblüfft schüttelte er den Kopf. Das Mädchen hielt mit einem weiten Bogen neben ihm an und lachte ihn mit schneeverwehten Locken keck an.

„Bitte“, sagte sie, ein wenig atemlos. „Was Sie können, kann ich auch!“ Dabei beugte sie sich ein wenig nach vorn und hustete ein wenig. Ihr Gesicht war rot und an den Backen etwas knochig.

„Allerhand“, meinte Peter Berger und trat auf sie zu. „Ich gestehe, Sie haben Mut.“ Plötzlich stutzte er und trat noch einen Schritt näher. Aus den Mundwinkeln lief dem Mädchen ein kleiner, hellroter Tropfen Blut und rann

seitlich über die Lippen. „Mein Gott, Sie bluten ja ...“, sagte er und zog sein Taschentuch.

„So?“ Das Mädchen nahm schnell die Hand und putzte das Blut vom Mund. „Oh, es ist nichts. Gar nichts, bestimmt.“ Sie lachte hell und warf die Arme in die Luft. „Warum schauen Sie mich so an? Ist es nicht ein herrlicher Tag? Diese Sonne, dieser herrliche Schnee, diese Berge mit all ihrer Schönheit und diese Stille um uns. Übrigens, ich heiße Jacqueline Dupier.“

„Peter Berger.“

„Pierre? Oh, sehr schön. Mein kleiner Bruder heißt auch Pierre.“ Jacqueline löste die Bindungen und trat unter das vorhängende Dach der Sennhütte. „Kommen Sie“, meinte sie. „Von hier hat man einen schönen Blick auf Davos.“ Dann standen sie nebeneinander und schauten hinab ins Tal. „Dort unten wohne ich“, sagte sie. „Dort, das helle Dach.“

„Sehr schön. Mein Haus kann man nicht sehen, es liegt jenseits des Ortes Richtung Klosters.“

Dann schwiegen sie wieder und schauten hinab. Mit einer zärtlichen Bewegung strich sich Jacqueline durch die langen, schwarzen Locken und lehnte sich an die Wand. Dabei schloss sie die Augen, als blicke sie in die Sonne.

„Pierre?“, sagte sie.

„Ja?“

„Was würden Sie tun, wenn ein Mädchen Sie um etwas bittet?“

„Ich würde ihr den Wunsch erfüllen, wenn ich es kann.“

Jacqueline nickte. „Sie sind ein Kavalier.“ Und plötzlich wirbelte sie herum und warf die Arme um Peters Hals. Ihre Lippen kamen ganz nah. „Küss mich“, flüsterte sie. „Komm, Pierre, küss mich!“

Peter Berger zögerte nicht. Mit einer Glut, über die er selbst erschrak, nahm er den schmalen, zierlichen Körper in seine Arme und küsste die roten, geöffneten Lippen, die sich ihm hingaben. Und immer und immer wieder küsste er den Mund, tastete mit seinen Lippen ihr Gesicht ab, die Augen, die Nase, die Stirn, die Beuge ihres Halses und Nackens, während sie in seinen Armen lag und zu träumen schien.

Ebenso plötzlich wie sie an seinem Hals lag, riss sie sich los und eilte zu ihren Skiern. Blitzschnell hatte sie die Bretter angeschnallt und winkte Peter Berger zurück, der ihr nachgeeilt war. „Wir sehen uns wieder, Pierre“, rief sie. „In drei Tagen, hier vor der Hütte. Und hab Dank, ewigen Dank ... Pierre ...“

Mit wilden Schwüngen raste sie den Hang hinab, Schnee umstob sie, ihr schmaler Körper schien schwerelos über die steile Fläche zu gleiten. Starr, keines Wortes fähig, voll Rätsel über dieses seltsame Erlebnis, schaute ihr Peter Berger nach und wischte sich wie nach einem Traum über die Augen, als Jacqueline seinen Blicken entschwunden war.

Am dritten Tag wartete er stundenlang an der Sennhütte. Jacqueline kam nicht. Er wartete am vierten und fünften Tag auf sie, sah hinab auf Davos und schaute auf das Dach, von dem sie sagte, unter ihm wohne sie. Am sechsten Tag ging er zu dem großen Hotel und fragte nach Jacqueline Dupier. Der Portier sah ihn bedeutungsvoll an, nickte und führte ihn in einen großen Raum, wo ein Herr im Cut ihm entgegentrat. Ein anderer Herr im weißen Arztmantel saß in einem Lehnstuhl.

„Sie sind Pierre?“, fragte der Mann im Cut, der Direktor des Hotels.

„Ja.“ Peter Berger sah von einem zum anderen. „Mademoiselle Dupier nannte mich so.“

„Sie hat Ihren Namen bis zuletzt gesagt“, sagte der Arzt ernst. „Pierre macht es mir leicht“, sagte sie immer. „Er hat mich so innig geküsst, dass ich jetzt glücklich Abschied nehme.“

Peter Berger schwankte. „Was ist mit Jacqueline?“, stammelte er.

„Sie ist gestern gestorben. Ein Blutsturz. Sie war todkrank, das wusste sie. Sie hatte nur noch eine halbe Lunge, sie war nicht mehr zu retten. Die Skifahrt mit Ihnen war ihre letzte. Als sie zurückkam, mussten wir sie ins Bett tragen.“

„Und ich habe sie geküsst. Sie flehte mich an um einen Kuss.“ Peter Berger lehnte sich gegen die Wand.

„Der Tod macht in Davos keine Ausnahmen.“ Der Arzt stand auf und legte Peter Berger die Hand auf die Schulter. „Sie wusste, dass es ihr letzter Kuss war. Sie haben ihr das Sterben leicht gemacht. Mit einem Lächeln schief sie ein. Das wird Sie trösten.“

Peter Berger nickte und verließ langsam den Raum. Er blieb noch etwas länger in Davos. Jeden Tag saß er auf dem weiten Friedhof vor dem Hügel Jacqueline's und dachte an sie.

Und in Gedanken küsste er sie wieder, die Lippen, über die das Blut floss ...

UNSER FRÄULEIN LEHRER

Als ich gestern meinen kleinen Neffen besuchte und mich als Patenonkel nach seinen körperlichen und geistigen Fortschritten erkundigte, habe ich zum ersten Mal nach langer Zeit wieder gestaunt. Nicht, dass der kleine Weltenbürger das Maß des Geistigen für sein Alter überschritten hatte, denn er ist ein Lümmel wie alle Jungen, die zwischen zehn und 14 Jahre alt sind, sondern über die helle Freude, die in seinen Augen leuchtete, nach Beendigung der Ferien wieder in die Schule gehen zu können. Da ich selbst die Schule nicht gerade als eine willkommene Abwechslung schätzte – und wer ist mit mir nicht einig, dass gerade das Aufsatzschreiben zu den Quälereien gehört – war ich ein wenig verblüfft über diesen Hang zur schwarzen Tafel und stellte eine tiefsinnige Betrachtung an, dass vielleicht das Wesen der modernen Kinder schulfreundlicher geworden ist, wie es ja auch heißt, dass der Mensch überhaupt gutmütiger und friedlicher werden soll.

„Als ich so alt war wie du“, sagte ich daher eines Tages unpädagogisch zu meinem Neffen und schüttelte den Kopf, „war es für mich die größte Wonne, mindestens eine Stunde in der Woche zu schwänzen ...“

Eberhard, der kleine Streber, schaute mich daraufhin kritisch von der Seite an und lächelte mit einer unerhört

frühreifen Weisheit. „Habt ihr einen Lehrer gehabt?“, fragte er dann mit tiefem Ernst.

„Natürlich Eberhard.“

„Dann kann ich das verstehen!“ Und stolz fügte er hinzu: „Aber wir haben ein Fräulein, da schwänzt keiner!“

Dieser Satz vernichtete meine Theorie von einer schulfreudigeren, modernen Jugend und ließ mich aufhorchen. Immerhin ist es bemerkenswert, wenn ein zehnjähriger Knirps gefühlsmäßig einen Unterschied zwischen seinen pädagogischen Vorgesetzten macht, und so beschloss ich, Eberhard am nächsten Tag zur Schule zu begleiten. Stolz, seinem Onkel das Fräulein Lehrer vorstellen zu können, führte mich am kommenden Morgen mein kleiner Neffe in das Klassenzimmer, wo hinter dem hölzernen Pult vor der großen, schwarzen Tafel, auf der die schwere Rechnung $5 \times 7 = 35$ stand, ein schlankes, dunkellockiges Mädchen mit schelmenhaften Augen thronte und korrigierend in grauen Schulheften blätterte. Bei meinem Eintritt blickte sie auf, lächelte ein wenig unsicher, als wisse sie nicht mein Wagnis, in ihr Reich einzudringen, einzuschätzen, sprang dann vom Stuhl empor und reichte mir die Hand mit einem leichten Kopfnicken. Die braunen Locken wippten dabei über ihre schöne Stirn.

„Unser Fräulein Lehrer“, sagte Eberhard wie ein Mann und zeigte dann auf mich. „Und das ist Onkel Heinz, der immer die Schule schwänzte.“

„Sie bringen den Kindern ja etwas Schönes bei“, lachte das Fräulein und drohte mir mit dem Finger, während ich verlegen am Schlips nestelte und mich ärgerte, dass ich rot wurde. „Aber meine Bande ist anders, die schwänzen nicht.“

„Was ich vollauf verstehen kann.“ Ich versuchte einen unbefangenen Ton anzuschlagen und lächelte etwas

unsicher zurück. „Hätte ich wie Eberhard das Glück gehabt, ein solches Fräulein Lehrer wie Sie ‚unser Fräulein‘ nennen zu dürfen, wäre ich wohl der fleißigste Schüler ihrer Klasse gewesen.“

„Und ich hätte Sie bei den Ohren genommen und gesagt: Mein Junge, man soll die Welt nicht nach den Äußerlichkeiten bewerten.“

Sie lachte und die Locken wirbelten um ihren Kopf, als sie ihn mit einem plötzlichen Ruck in den Nacken warf. Und gnädig wurde mir erlaubt, einer Stunde beizuwohnen, da mir als Schriftsteller vielleicht die Tiefe der kindlichen Psyche unbekannt sei. In der Pause erfuhr ich dann nach ungeheuer geschickten Interviews, dass „unser Fräulein Lehrer“ Elsbeth hieß, jeden Morgen mit dem Zug in diese weit abgelegene Vorstadt fuhr, Beethoven liebte und Kant las, Sinn für häusliche Feierstunden besaß und überhaupt ein entzückendes Mädchen war, eine apollinische Mischung von Eos und Pallas Athene.

Es ist merkwürdig, dass der Zufall immer dann zur Stelle ist, wenn man ihn braucht, denn ich traf Elsbeth fast regelmäßig des Morgens im Zug, fuhr mit ihr in die Vorstadt und plauderte mit ihr über die Metamorphose der Pflanzen und die Evolution des Menschen, erzählte schnell erfundene, eigene Erlebnisse und unterhielt sie mit der ganzen Beredsamkeit einer schriftstellerischen Zunge. Was wusste sie, dass ich mit dem nächsten Zug wieder zurückfuhr und diese morgendliche Reise nur tat, um sie zu sehen und zu sprechen? Wie konnte sie ahnen, dass ich plötzlich solide um 10 Uhr ins Bett stieg, um morgens um 6 Uhr pünktlich und frisch aufzustehen? Unser Fräulein Lehrer konnte es nicht wissen, denn meine Argumente über diese Kette der Zufälle war eine Auswahl von Aphorismen, die gläubiger klangen als alle Eide.

Nur Eberhard lag auf der Lauer und beobachtete mit kritischen, fast feindlichen Blicken mein öfters plötzliches Auftauchen in der Schule und meine außer der Reihe gehaltenen Vorträge über Märchenerzählen vor der Klasse. Er umschlich Elsbeth und mich in der Pause auf dem Schulhof, wenn wir zusammen hin und her gingen, schielte bald nach dem Pult, bald nach der Ecke des Zimmers, in der ich saß, und versuchte durch ungemein geschickte Intrigen einen Keil zwischen uns zu treiben.

„Mein Onkel hat gesagt“, rief er eines Tages in die Klasse, „dass auch Sie nicht alles wüssten!“

Ich wurde unruhig und rutschte auf meinem Stuhl hin und her, während die Blicke der Kinder zwischen dem Fräulein und mir pendelten. Oh, dieser Bengel! „So?“, meinte die Lehrerin, milde lächelnd. „Und was soll ich nicht wissen?“

„Was zuerst gewesen ist: das Huhn oder das Ei!“

Ich hielt den Atem an, jetzt müsste eine Antwort kommen, die selbst einem Salomon Kopfschmerzen bereitet hätte. Und wirklich, auf einmal freute ich mich, dass der Bengel diese Frage stellte, denn es war mir eine Wonne, mich hiermit für manche stille Stichelei gegen die Schriftsteller bedanken zu können. „Das Huhn kommt aus dem Ei“, sagte das Fräulein und die Klasse war still wie im Märchen. „Und das erste Ei trugen die Englein aus der Himmelswerkstatt hinunter auf die Erde, damit neben allen anderen Nützlichkeiten auch die Onkels eine Freude haben ...“

Zwei Wochen später habe ich mich mit Elsbeth verlobt und mir zur Feier ein großes Spiegelei bestellt. Doch einen Feind habe ich dabei gewonnen, der mich missachtet, wo ich auftrete. Mein Neffe Eberhard straft mich mit Missachtung. Denn unser Fräulein Lehrer habe ich ihm entzogen und das ist schlimmer als die Vernichtung seines